

„Ich bin eine Überlebende“

Barbara Lindenmeier hat Corona hinter sich – aber überstanden hat sie die Erkrankung noch lange nicht. *Von Julia Anton*

Die Liste der Ärzte, die Barbara Lindenmeier ein halbes Jahr nach ihrer Covid-19-Erkrankung aufsucht, ist lang: Sie hat Termine beim Pneumologen, Neurologen, Kardiologen, Psychologen, außerdem geht sie zur Physiotherapie und zum Osteopathen. „Ich sage immer: Ich bin keine Genesene, denn genesen bin ich noch nicht. Ich bin eine Überlebende.“ Im März ist sie an Covid-19 erkrankt, drei Wochen lang lag sie im Koma. Ihr Zustand war kritisch, doch sie hat es geschafft. Nach zwei weiteren Wochen wurde sie aus dem Krankenhaus entlassen und krankgeschrieben. In Behandlung ist sie bis heute.

Barbara Lindenmeier ist 49 Jahre alt und seit fast 27 Jahren als Kinderkrankenschwester im Klinikum Saarbrücken tätig. Insgesamt fünf Wochen lang wurde sie dort behandelt. Auch über Videochat merkt man, dass sie eine warmherzige Frau ist. Über ihre Krankheit berichtet sie bewegt, aber reflektiert. Eigentlich heißt sie anders, sie hat aber darum gebeten, ihren Namen für diesen Artikel zum Schutz ihrer beiden Töchter zu ändern. Denn ihre Covid-19-Erkrankung war – und ist bis heute – nicht nur ein Einschnitt in ihr Leben, sondern auch in das ihrer Familie.

An Corona habe sie nicht gedacht, erinnert sich Barbara Lindenmeier heute. Als sie Mitte März Fieber und Husten bekam, ging sie mit ihrem Hausarzt am Telefon die Verdachtskriterien durch: Aufenthalt in einem Risikogebiet? Nein. Kontakt zu einer nachweislich infizierten Person gehabt? Nein. Der Hausarzt schrieb Lindenmeier krank und verordnete ihr später noch Antibiotika, weil das Fieber weiter stieg und ihr das Atmen immer schwerer fiel. Doch sechs Tage nach den ersten Symptomen ging es Barbara Lindenmeier so schlecht, dass sie abends ins Kranken-

haus gebracht wurde. Der routinemäßige Corona-Test: positiv.

Schon am nächsten Morgen wurde sie auf die Intensivstation verlegt. „Ich kann mich noch erinnern, wie der Arzt zu mir sagte: ‚Ich guck mir das noch eine Stunde an, dann muss ich intubieren.‘ In dem Moment habe ich nur gedacht: ‚Mach, was du willst, aber hilf mir, ich kriege keine Luft.‘“ Bis sie das nächste Mal aufwachte, vergingen drei Wochen.

Während Lindenmeier auf der neu eingerichteten Covid-Intensivstation um ihr Leben kämpfte, wurden ihr Mann und ihre ältere Tochter ebenfalls positiv auf das Virus getestet. Die Tochter, die sich gerade von einer größeren Operation erholte, litt infolge der Infektion vor allem an Übelkeit, konnte nicht mal ihre Schmerzmittel bei sich behalten. Sie musste für zwei Wochen stationär im Krankenhaus behandelt werden, ohne Besuche am Krankenbett. Lindenmeiers Mann und die jüngere Tochter blieben zu Hause zurück, wo sie sich voneinander isolieren sollten. Die Zeit sei für die beiden sehr schlimm gewesen, berichtet Lindenmeier. Hilflos saßen sie zu Hause in Quarantäne, allein mit all den Fragen: Was passiert, wenn die Frau und Mutter es nicht schafft? Was passiert, wenn die jüngere Tochter sich ansteckt? Was passiert, wenn der Zustand des Vaters sich auch so sehr verschlechtert, dass er ins Krankenhaus muss?

Den Tag verbrachten sie damit, auf einen Anruf aus dem Krankenhaus zu warten. Barbara Lindenmeiers Ärzte melde-ten sich nur einmal am Tag, abends, wenn sie etwas Zeit hatten, mehr ging nicht: Auf der Isolierstation war der Aufwand für spontane Anrufe Angehöriger zu hoch. Barbara Lindenmeier selbst fehlen drei Wochen ihres Lebens. „Ich hätte mir nicht vorstellen können, dass einen das so be-



schäftigt.“ Nicht bestimmen zu können, was mit ihr passiert, auch wenn die Ärzte sicherlich im besten Sinne entschieden haben, sei rückblickend schwer zu ertragen. „Man hat da ein richtiges Trauma.“

Zumindest aus medizinischer Perspektive kann Axel Böcking, Oberarzt der Anästhesie in der Klinik Saarland, ihre Erinnerungslücken füllen. Lindenmeier war eine der ersten Patientinnen auf der Station, die Therapie rein symptomatisch. Wegen schweren Lungenversagens habe man sie eine Woche lang invasiv beatmen müssen. „In solchen Fällen wenden wir die Bauchlagerung an, der Patient liegt jeden Tag 16 Stunden auf dem Bauch. Dadurch liegen die normalerweise rückseitigen Bereiche der Lunge oben, so dass sich die Lungenbläschen wieder öffnen und eine bessere Sauerstoffversorgung möglich wird“, sagt Böcking. Andere Organe versagten zum Glück nicht. Nach einer Woche besserte sich Lindenmeiers Lungenfunktion allmählich, dennoch musste sie noch eine weitere Woche beatmet werden. „Weil in solchen Fällen viele starke Schmerz- und Sedierungsmittel zugeführt werden müssen, kann man die Medika-

mente danach nur langsam reduzieren“, erklärt Böcking. Bei der Entwöhnung von der Beatmung machten die Ärzte einen Luftröhrenschnitt.

Das ist auch die erste Situation, an die Lindenmeier sich wieder erinnern kann: wie sie versucht habe zu sprechen, das Personal sie wegen des Luftröhrenschnitts aber nicht verstehen konnte. Davor beschreibt sie alles als diffuse Fetzen, Bilder und Gefühle. „Die arbeite ich jetzt mit einem Psychologen auf.“

Auch physisch hat das Koma Spuren hinterlassen. Ihre Muskulatur war wie weg: „Ich konnte mich weder im Bett umdrehen noch mir ein Glas Wasser einschenken.“ Sie, die sonst immer am anderen Ende des Krankentisches stand, war plötzlich rund um die Uhr auf Hilfe angewiesen. Erst musste sie wieder üben, sich überhaupt aufzusetzen, dann zu laufen. Auch an feste Nahrung musste sie sich nach dem Luftröhrenschnitt langsam gewöhnen. Ihre Familie durfte sie weiterhin nicht besuchen, im Krankenhaus herrschte Besuchsverbot. Immerhin: Lindenmeiers Kolleginnen durften vorbeikommen, brachten ihr Obst, eine Telefon-

karte oder blieben einfach für ein Gespräch. „Sonst hat man nur darauf gewartet, dass der Tag rumgeht.“

Nach weiteren zwei Wochen war sie gerade fit genug, entlassen zu werden. Auf dem Krankenhausparkplatz konnte sie ihren Mann und die jüngste Tochter wieder in die Arme schließen. Die Ältere wartete zu Hause – die Autofahrt war noch zu viel für sie. „Das Wiedersehen war ein wunderschönes Gefühl“, sagt Lindenmeier. Dennoch hätten sie alle viel geweint.

Die ersten beiden Wochen war Barbara Lindenmeier noch auf so viel Hilfe angewiesen, dass ihr Mann Urlaub nahm. Inzwischen kann sie immerhin wieder den Haushalt organisieren und kleine Spaziergänge machen. Doch wenn mehr anfällt, ist sie schnell erschöpft. „Meine Lungenkapazität ist etwa bei drei Vierteln im Vergleich zu der Zeit vor der Erkrankung.“ Mit Reha-Sport versucht sie, wieder fit zu werden. Ihr Schulter- und Nackenbereich sei durch die Bauchlage noch sehr steif. Das Einschlafen fällt ihr schwer, der Kopf kommt nicht zur Ruhe. Sie quält die Frage: Was wäre gewesen, wenn? „Ich hätte mich ja nicht mal von meiner Familie ver-

Genesen ist sie noch nicht:
Barbara Lindenmeier besucht das Zimmer, in dem sie um ihr Leben kämpfte.

Foto Klinikum Saarbrücken

abschieden können.“ In manchen Nächten schläft sie deshalb nur drei Stunden.

Die Haare fielen ihr ein paar Wochen lang büschelweise aus. Das sei sehr belastend gewesen. Inzwischen seien sie wieder nachgewachsen, „wenn auch ganz struppig, anders als zuvor“. In den Fingernägeln habe sie eine Delle von der Versorgungslücke während des Komas – sie wächst jetzt raus. Bei anderen Beschwerden weiß sie nicht, ob sie je weggehen. Sie wartet jetzt auf einen Termin in einer Reha-Klinik an der Ostsee, die sich auf Covid-Überlebende eingestellt hat. Darauf – und auf den Austausch mit anderen Betroffenen – setzt sie viel Hoffnung.

Aus Sicht von Oberarzt Axel Böcking hat ihre Krankheit ein gutes Ende genommen: Bei Patienten, die auf der Intensivstation intubiert und beatmet werden, liegt die Mortalität bei 40 bis 50 Prozent: „Jeder Verlauf, der gut ausgegangen ist, war für das gesamte Team besonders.“ Vor allem, weil die Beatmungszeiten bei Covid-Patienten oftmals viel länger sind als beispielsweise bei der Grippe. Nachdem die Covid-Station in Saarbrücken Ende des Sommers zeitweise leer stand, machen sich die nun bundesweit gestiegenen Infektionszahlen auch dort bemerkbar: Aktuell sind zwei Patienten in Behandlung, einer muss sogar beatmet werden.

Wo sich Barbara Lindenmeier mit dem Coronavirus infiziert hat, konnte sie bis heute nicht nachvollziehen. Vermutlich war sie die erste Infizierte in der Familie und hat unwissentlich ihren Mann und ihre Tochter angesteckt, als sie krank zu Hause war. „Das belastet mich sehr.“

Im September hat sie erstmals wieder eine kleine Reise mit ihrem Mann innerhalb Deutschlands gemacht. „Es hat sehr gutgetan, mal wieder rauszukommen.“ Das Virus hat ihr Leben auf den Kopf gestellt. Manches änderte sich zum Positiven: „Meine Einstellung hat sich geändert, ich ärgere mich nicht mehr so schnell über Kleinigkeiten.“ Auch die Unterstützung von Kolleginnen, Angehörigen und Freunden habe sie gerührt. Die Familie sei noch enger zusammengerückt. Dennoch vermisst sie ihren Alltag, vor allem ihre Arbeit: „Es ist mein größter Wunsch, wieder normal zu funktionieren.“